

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 6 (1938-1939)
Heft: 8

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLEINE RUNDSCHAU

Briefe an Conrad Ferdinand Meyer

Zum 28. Nov., dem 40. Todestag des Dichters

Mitgeteilt von Prof. Max Nussberger

Folgt man Adolf Freys Darstellung des Lebens von Conrad Ferdinand Meyer, die den erzählerischen Faden mit der Heirat Meyers so ziemlich fallen lässt — also zu einem Zeitpunkte, wo der „Jürg Jenatsch“ noch nicht als Buch herausgekommen, der „Heilige“ noch nicht geschrieben war, wo die Universität der Vaterstadt noch nicht den Ehrendoktor gespendet und Rodenberg sich noch nicht um Meyers Mitarbeiterschaft an der ersten deutschen Monatsschrift bemüht hatte — so kommt man notgedrungen zum Schluss, dass sich um ihn eigentlich niemand ausser der Schwester und Gattin, allenfalls noch der Arzt, gekümmert hätte. Dabei umgab Meyer zur Zeit seines intensivsten Schaffens ein zahlreicher Freundeskreis bedeutender Gelehrter, die die Entstehung seiner Dichtungen mit lebhafter Anteilnahme verfolgten, die für ihn zeichneten und korrespondierten und gelegentlich als eine Art literarischen Beirats zusammentraten, um ihm mit richterlichem Urteil beizustehen. Gerold Meyer von Knonau, die beiden Brüder von Wyss, Friedrich und Georg, der Kunsthistoriker J. Rudolf Rahn, auch Ettmüller und Calmberg gehörten zu ihm. So wie Keller bei der Arbeit an den Zürcher Novellen seinen Jakob Bächtold zur Seite hatte, so haben bei der Entstehung des „Heiligen“, des „Plautus“ und des „Pescara“ Meyers Freunde manche antiquarische, bibliographische, historische und künstlerische Hilfe gespendet.

Das kommt einem bei der Lektüre von Freys Buch kaum zum Bewusstsein. Was aber schwerer wiegt, ist der Umstand, dass ihm Meyers Gattin, die den literarischen Nachlass sorgsam hütete, keinen Einblick in dessen Korrespondenz gewährte. Frey blieb ohne Kenntnis, mit wem Meyer in den Jahren seines Ruhms in schriftlichem Verkehr stand. Seit aber der Dichter des „Heiligen“ seine Novellen in der „Deutschen Rundschau“ erscheinen liess und dort zu den gefeiertsten Mitarbeitern zählte, liefen die Fäden seines Briefwechsels über ganz Deutschland und verbanden ihn mit den namhaftesten Dichtern der Zeit. Es fehlt unter seinen Korrespondenten kaum ein bedeutender Name, von Kinkel und Bodenstedt, den liberalen Streithähnen des Vormärz, angefangen, über die vielgelesenen Repräsentanten des Poetischen Realismus, die Geibel, Heyse und Freytag, die engeren Kollegen des historischen Romans Ebers und Dahn, über Betty Paoli und die Ebner-Eschenbach bis zu den modernen Impressionisten und Naturalisten hinunter. Da sind Theodor Fontane und Detlev von Liliencron, Michael Georg Conrad und Richard Dehmel, Maurice von Stern und Emil Schönaich-Carolath, die bald einen flüchtigen

Reisegruss, bald ausführliche Stimmungsbilder senden, bald mit einer Frage oder einem Zeichen des Beifalls, bald wieder mit regelmässigen Berichten sich einstellen. Diese dichterischen Grössen der Zeit muss man sich als geistige Verbündete, als die Freunde und Bewunderer Meyers denken, will man sich von seiner Stellung und Geltung unter den Mitlebenden etwa seit Mitte der achtziger Jahre Rechenschaft geben. Dazu kam, dass Keller seit dieser Zeit stark zu altern begann und sein „Martin Salander“ für viele, auch in der Schweiz, eine Enttäuschung war. So ist nicht verwunderlich, wenn die Briefe an Meyer in diesen Jahren einen enthusiastischen Ton anschlagen und ihm oft als der dichterisch stärksten Kraft, ja dem einzigartigen, überragenden Genie der Gegenwart huldigen.

Auch von den zahlreichen literarischen Gästen, die im Sommer auf der Kilchberger Höhe erschienen und die Erinnerung an die dort verbrachten Stunden als schönste Eindrücke mit nach Hause nahmen, hatte Frey nur ungenaue Kunde. Es besuchten aber Meyer nicht nur Julius Rodenberg, der Herausgeber der „Deutschen Rundschau“, und Otto Brahm, der Kritiker und Theaterleiter in Berlin, die beinahe jedes Jahr zur Sommerfrische in die Schweiz kamen, auch Gelehrte wie Herman Grimm und Wilhelm Dilthey meldeten sich mit dringlichen und warmen Worten an. Der persönliche Kontakt Meyers mit den literarischen Zeitgenossen war allendlich sehr rege und zeitraubend geworden und seine Korrespondenz ausgedehnt, mühsam und keineswegs einseitig. Männer wie der Wiener Sozialist J. J. David und der baltisch-russische Revolutionär Maurice von Stern in Zürich-Aussersihl schrieben ihm so gut wie Lord Tennyson und die Baronin Ebner-Eschenbach¹⁾, schweizerische Maler und Schriftsteller wie Ernst Stückelberg und J. V. Widmann waren so willkommene Gäste wie der Nationalrat und Oberst Ulrich Meister, der zürcherische Forstherr im Sihlwald.

Nun ist einzuräumen, dass Frey Meyers Leben aus einer Zwangslage heraus schilderte, die zu ändern nicht in seinem Belieben stand. Er konnte sich keine andern, keine bessern Quellen verschaffen. Wollte er die Erinnerungen der Schwester nützen, die ihm unerlässlich schienen, so schieden die Dokumente und mündlichen Mitteilungen der Nächsten, die über die letzten Lebensjahre Meyers Bescheid wussten, für ihn von vorne herein aus. Es blieb ihm nur die Wahl, entweder die Entwicklungsjahre oder die Höhe Meyers anschaulich und glaubhaft zu gestalten. Er entschied sich seiner Veranlagung gemäss für das epische Projekt einer äusserlich-biographischen Chronik der Jugend. Man kann das bedauern, aber man wird zugeben müssen, dass er von seinem Standpunkte aus die Lage richtig beurteilte und unter den gegebenen Verhältnissen das beste ihm Mögliche gab. Sein Buch hat lange als eine Musterleistung gegolten. Man darf aber nicht vergessen, dass die vielfachen schiefen Beurteilungen

¹⁾ Das letztere schliesse ich aus der Nachricht Betty Paolis, sie habe durch die Baronin Ebner von Meyer eine Mitteilung erhalten. Brief an Meyer vom 9. Mai 1883.

und unheilvollen Verkennungen Meyers, die später einsetzten, durch seine lückenhafte und einseitige Darstellung heraufbeschworen waren.

Diese Zusammenhänge zeigen sich jetzt in voller Klarheit. Zwar habe ich schon in meinem Buch über Meyer (Frauenfeld 1919) und in der kleinen Studie, die in der Festschrift für Ermatinger (ebenda 1933) erschienen ist, auf die Beziehungen Meyers zu dem ihm nahestehenden Zürcher Gelehrtenkreis und seinen deutschen literarischen Freunden hingewiesen, die bis dahin unbekannt oder unbeachtet geblieben waren. Ich setzte engere Verbindungen mit Geibel und den um ihn gescharten Münchner Dichtern voraus, stellte literarische Zusammenhänge zwischen Meyer und Platen einerseits, Meyer und Liliencron sowie den modernen Naturalisten andererseits fest. Allein das geschah auf dem Wege einer kombinatorischen Formanalyse zu einer Zeit, wo man an dergleichen Beziehungen nur glaubte, wofern sie aus gedruckten und veröffentlichten Briefwechseln in klaren Worten abzulesen waren. Jetzt werden meine Erhebungen durch unvermutet zu Tage tretende Dokumente in vollem Umfange bestätigt, in keinem Punkte widerlegt. Die angewandte Methode hat sich als zuverlässig erwiesen und, anstatt den Vorwurf der Oberflächlichkeit zu verdienen, gezeigt, dass sie, obwohl von Dingen der Form ausgehend, in die Tiefe zu dringen und wesentliche Tatsachen ans Licht zu bringen vermag.

Die aufhellenden Dokumente, von denen hier die Rede ist, sind die Briefe des literarischen Nachlasses von C. F. Meyer. Er ist jetzt, nach dem zu frühen Tode der Tochter, Frau Camilla Meyers, endlich der Öffentlichkeit zugänglich geworden und soll im Folgenden zum Teil wenigstens den Freunden seiner Dichtung vorgelegt werden. Im Auftrage der Verwaltung, der ich auch an dieser Stelle für ihr Vertrauen meinen Dank ausspreche, habe ich im vorigen Herbst während mehrerer Monate die Ordnung der handschriftlichen Teile vorgenommen und darf wohl gestehen, dass die Einsicht in dieselben eine überaus fesselnde und aufschlussreiche Arbeit bot. Allerdings sind unbekannte dichterische Entwürfe nicht zu Tage getreten. Der Gewinn an rein schöpferischen Handschriften des Dichters ist gering. Er beschränkt sich im wesentlichen auf einige Varianten zu bereits bekannten epischen und dramatischen Vorwürfen, auf einige Szenen zu unvollendeten Dramen, die an ihren Ort zu stellen, in den gehörigen Zusammenhang einzureihen waren. Die grösste Überraschung, dass der epische Plan der „Sanften Klosteraufhebung“ auch als Drama entworfen war, erwies sich als eine Illusion, insofern wenigstens, als das dialogisierte Szenenbruchstück, das den Gedanken nahelegte, bereits bekannt war²⁾.

Wenn aber der literarisch-dichterische Ertrag kein sonderlich grosser genannt werden darf, so ist der biographisch-literarhistorische um so bedeutender. Es mögen einige Tausend Briefe von Meyer und seinen Angehörigen, den Eltern, der Gattin und der Schwester, vor allem auch den

²⁾ Es ist veröffentlicht in den „Unvollendeten Prosadichtungen“ Meyers, die Frey 1916 herausgab.

Freunden und literarischen Zeitgenossen gewesen sein, die mir durch die Hand gingen. Sie bringen wichtige Aufschlüsse über die dunkle, konfliktreiche Jugend, die Jahre des reifen Mannes und die Krisen des alternenden Dichters. Wenn sie auch nicht alles restlos aufhellen, was diejenigen problematisch beschäftigte, die sich mit der Erforschung von Meyers Leben und Schaffen befassten, so darf doch gesagt werden, dass über manche wichtige Frage nun helleres Licht verbreitet wird. Vor allem sind geradezu erschütternde Briefe der Mutter noch vorhanden, die sie an ihre Kinder und Verwandten richtete, bevor sie den letzten schweren Entschluss fasste, der sich nun bei der Enkelin so tragisch wiederholt hat. Es scheint als ob, nachdem sie sich durch ihre Handlungsweise das Herz des Sohnes entfremdet hatte, nach dem Tode des pflegebedürftigen Hausgenossen Mallet, der sein beträchtliches Vermögen der Familie Meyer vermachte, für sie keine befriedigende Lebensaufgabe mehr übrig war und dass sie des aufrichtenden Verkehrs völlig ermangelte. Der letzte Wunsch, den sie in ihren Briefen äusserte, ist der, man möge das Grab ihres lieben unvergesslichen Freundes so gut als möglich auf ihre Kosten besorgen lassen.

Die jetzt aus dem Nachlass zu Tage tretenden Briefe sind, wie gesagt, schon deswegen bedeutungsvoll, weil sie Meyer in einer Menge Beziehungen zeigen, die bisher unbekannt waren, abgesehen davon, dass sie einzelnen Korrespondenten in seinem Leben und in seiner Entwicklung als Dichter eine wichtige Rolle zuweisen, von der bisher niemand etwas wusste. Zudem werfen sie fortwährend literarhistorische Fragen auf, indem sie Meyers Wirkung auf die Dichter der Zeit in einem Lichte zeigen, das den Forscher vor gänzlich neuen Aufgaben stellt. Eine kleine Auswahl von Briefen sei hier vorgelegt:

* * *

A. von Sprecher an Meyer

Chur, den 25. Nov. 1878.

Sehr geehrter Herr!

Durch die von Herrn Redaktor E. Frey vermittelte Uebersendung eines Exemplars der zweiten Auflage Ihres „Georg Jenatsch“ haben Sie mir eine grosse Freude gemacht und bitte ich Sie, meinen herzlichsten Dank dafür genehmigen zu wollen.

Die erste Auflage besitze ich seit deren Erscheinen und erkannte ich bei dem Durchlesen des Romans, dass die Hand eines Meisters das Bild des Helden so, wie es sich vor Ihrem Geiste gestaltet, entworfen habe. Ist dasselbe auch, nach meiner Ansicht, immerhin idealisiert ausgefallen, was ja in einer dichterischen Arbeit durchaus berechtigt ist, so freute ich mich an der frischen und genialen Behandlung des reichen Stoffes und verzieh Ihnen gern, dass Sie mit meinem Ähnherren, dem Doktor Fortunat, ein wenig stiefmütterlich verfahren sind. Derselbe war eine tatkräftigere Natur als Ihr etwas grämlicher Besitzer des Löwenhofes in

Chur. Ich glaube aber zu erraten, dass Sie sein Porträt nach ebendemselben C. Waser entworfen haben, den Sie als einen so liebenswürdigen Freund von Georg Jenatsch schildern, der dann aber 20 Jahre später als Vermittler oder vielmehr Schiedsrichter zwischen Davos und den VIII Gerichten in so schroffer Weise dem Anwalt von Davos, dem Ritter Fortunat Sprecher, gegenüberstand und in seinen Berichten an Bgmstr. und Rat von Zürich nicht eben ein günstiges Bild desselben entworfen haben mag. Freilich hat Sprecher seinen Gegner auch nicht geschont und ihm sogar Bestechlichkeit vorgeworfen. Wenn aber ein schweizerisches Blatt die Vermutung ausgesprochen hat (in einer Besprechung meiner Donna Octavia) ich habe meinen Roman in bewusstem Gegensatz gegen Ihren Georg Jenatsch geschrieben, so war es sehr im Irrtum. Mein Werk lag schon zur Hälfte ganz fertig da, als das Ihrige, von dessen Inhalt ich keine Ahnung hatte, erschien und ich sah mich durchaus nicht veranlasst, irgend etwas daran zu ändern oder zu ergänzen. Vielmehr erfreute ich mich an Ihrem Opus und würde ich noch heute stolz darauf sein, wenn mir ein solcher Wurf gelungen wäre. Manche Charaktere würde ich allerdings anders aufgefasst und gezeichnet haben, und namentlich — verzeihen Sie mir die Ausstellung — wünschte ich im Interesse Ihres genialen Werkes, dass der Schluss anders ausgefallen wäre. Herr E. Frey hat mir Ihre Motivierung für denselben mitgeteilt, und gewiss hat dieselbe poetische Berechtigung, aber doch fühlt mancher Leser in seiner Seele einen Nachhall von dem Axtschlage, welchen Lucretia auf ihren Geliebten führt.

Wie wäre es, wenn Sie den Thomas Masur in Romanform behandelten? Der Stoff wäre dankbar genug und gerade Sie wären der rechte Mann dafür. Indem ich Sie bitte, ein Exemplar meiner Donna Octavia entgegenzunehmen, erlaube ich mir zugleich, Ihnen ein Exemplar des ersten Bandes meiner Geschichte der VI Bde. im 18. Jahrhundert zu übermitteln, in welchem Sie von S. 101 an Masurs Geschichte finden werden.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung

Ihr ganz ergebener
J. A. v. Sprecher.

Ernst Stückelberg an Meyer

Basel, den 25. Oktober 1882.

Hochverehrter Herr,

Wie soll ich Ihnen danken für die herrliche Gabe Ihrer Gedichte mit der freundlichen Widmung: „Dem Maler der Tellfresken.“

Sie bringen mir damit Ihr reiches Dichterleben, das schon so viele Herzen erfreut und so viele Seelen gehoben hat, nicht nur näher, sondern wollen — das ist mein kühner Schluss — den Tellenmaler mit in Ihre Freundschaft einschliessen.

Ich danke Ihnen daher aufs wärmste für diese Aufmerksamkeit und wäre hocherfreut zu erfahren, ob „meine alten Eidgenossen“ auch zu Ihnen als einem der besten im heutigen Vaterlande zu reden vermöchten; meine übrige Beredsamkeit ist sehr gering, und Sie werden bei näherer persönlicher Bekanntschaft nur ein empfängliches Gemüt finden.

Trotz alledem hoffe ich, einst Freund Rahn um das Geleite in Ihr Tuskulum oder besser Sabinum anzusprechen, und an irgend einem bandusischen Quell ein Horazisches Stündlein zu „verträumen“. Verzeihen Sie diesen für mein Wesen charakteristischen Ausdruck. Feine Gesellschaft in schöner Natur macht mich überglücklich und still und ich weiss solche um so höher zu schätzen, je ferner ich von Italien lebe.

Nächsten Sommer werde ich für ein paar Monate Zürcher sein; dann wird mir die Freude Ihrer Begegnung zu Teil werden.

In aufrichtiger Hochachtung bleibt unterdessen Ihr dankbar ergebener
Ernst Stückelberg.

Oberst Ulrich Meister an Meyer

Bern, den 12. Dezember 1882.

Verehrtester Herr!

Es mag zu den grössten Seltenheiten gehören, dass dem Dichter als Anerkennung militärische Sendungen zufließen. Der Schreiber dieser Zeilen gehört aber so sehr zu Ihren begeisterten Verehrern und hat sich in so hohem Masse für Ihre letzt erschienene Schöpfung, den Pagen Leubelfing, interessiert, dass sich der Gedanke, Ihnen die leibhafte Gestalt, vom militärischen Standpunkte aus geschildert, vorzuführen, seine Realisierung ertrotzte. Dabei muss ich allerdings grosse Gefahr laufen, Sie mit schon Bekanntem zu behelligen; allein solche Dinge nimmt ja gerade der Militär viel leichter als andere Menschenkinder! Und sage ichs nur offen heraus, das Gefühl gegenüber dem nationalen Dichter ist ein so grosses bei mir, dass sich längst die Feder in meiner Hand regte, Ihnen dieses offen und manhaft zu bezeugen.

Das Schicksal hat mir eine fast zu grosse Dosis Empfänglichkeit für das öffentliche Leben und dessen Pulsschläge zugeteilt, und da empfinde ich mit gesteigerter Wucht die eigentümlichen Regungen in unserem nationalen Organismus. Ich sehe die Rückgänge, die Negation der vaterländischen Idee, wie sie durch Sage und Geschichte zu edler Grösse herangewachsen, und sehe auf der andern Seite durch edle, gottbegnadete Männer den zertrümmerten Bau wieder aufbauen!

Wenn der grösste Teil Ihrer herrlichen Schöpfungen sich aus der lieben Schweizererde herausentwickelt, so pflanzte er dadurch in tausend und abertausend Herzen neuen Mut und neues Vertrauen auf den Fortbestand unseres Vaterlandes, als nach innen sich achtend, nach aussen geachtet. Und der hohe Tribut der Achtung, den Ihnen

das Ausland freiwillig und gern zu Füssen legt, lässt seinen Glanz auch auf das Heimatland zurückfallen.

Mir ist daher die Pflege des historischen Gedankens durch die Poesie einer der gewichtigsten Faktoren der nationalen Prosperität; sie wird und muss reiche Früchte tragen!

Zürnen Sie's daher dem Sonderling nicht, wenn er Ihnen eigenartige Gedankenspäne als geringen Dankesausdruck seinerseits zusendet. Der Page Leubelfing und die reich gestaltete Gallerie lebender Faktoren des nationalen Lebens, wie es sich mir zur Stunde im Nationalratssaal vorführt, vermögen eine erregte Phantasie zu kühnem Unternehmen zu verleiten.

Genehmigen Sie bei und trotz alledem den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung,

womit ich beharre als Ihr ergebenster

U. Meister, Oberst und Nationalrat.

*

Detlev von Liliencron an Meyer

Kellinghusen, Holstein, den 22. Mai 89.

Hochverehrter Meister,

ich hatte gestern und heute einmal wieder einen stillen Conrad Ferdinand Meyer-Tag (wie ich mir solche stille Tage nehme für Keller, Theodor Storm, Heinrich Kleist (den herrlichen), Mörike und die wenigen sonst). Ich las in Ihren Gedichten (dritte v. Auflage). Unter uns Menschen deutscher Zunge ist es eine so grosse Seltenheit, dass ihnen einmal, sind sie wirkliche grosse Dichter, ein liebes Wort gesagt wird. Ich möchte Ihnen ein solches sagen: Diese Tausendfülle der Schönheit in Ihren Gedichten! Darf ich Ihnen einige Gedichte nennen, die mir besonders ans Herz gewachsen sind? Liederseelen, Schwarzschatzende Kastanie, Die toten Freunde, Ueber einem Grabe, Der Marmorknabe, Morgenlied (Mit edlen Purpurröten — Und hellem Amselschlag — Mit Rosen und mit Flöten — Stolziert der junge Tag... Ihr taubenetzten Kränze — Der neuen Morgenkraft — Geworfen aus den Lüften — Und spielend aufgerafft...), Abendrot im Walde, Das Spätboot, Erntegewitter (Entzückend), Die Schlittschuhe, Unter den Sternen, Firnelicht (Das grosse stille Leuchten), Die alte Brücke, Der Kaiser und das Fräulein, Der Hengert, Die Rehe, Der Triumphbogen, Venedig!, Nach einem Niederländer, Der römische Brunnen, Der tote Achill, Unruhige Nacht, Der Blutstropfen(!), Stapfen, Einer Toten, Thespelius(!), Der Gesang der Parze, In einer Sturmnight (Unglaublich schön! Ich meine, dass ich es Ihnen vor zwei Jahren schrieb. Ich lag damals im Sterben), Galaswinthe, Am Himmelstor (!!! Ich frug, was badest du dich hier — Mit thränennassen Wangen? — Du sprachst: Weil ich im Staub mit dir —

So tief im Staub gegangen. — Herrlich, Herrlich!), Die drei gemalten Ritter (süberb), Der Daxelhofen.

Neulich: Da sitzt ein Pilgerim, und: Die Votivtafel.

Glauben Sie mir, hochverehrter Meister, allmählich, allmählich allerdings, aber die Zeit ist da: Und Sie und Keller und Storm sind die Einzig e n unter der Million von Dichtern, deutsch sprechenden Dichtern. Immer mehr brichts sich Bahn. Ich habe dafür ein feines Ohr. Alle Augenblicke sind Sie auch erwähnt in den Zeitschriften. Bravo! Der Sieg m u s s t e kommen. Schönheit siegt immer!

Ein kleines Gedicht, heut entstanden, nach Durchtränkung Ihr er Schönheitsherrlichkeiten möchte ich Ihnen doch noch schenken. Es ist, eben entstanden, nur Entwurf. Wir hatten, so die Entstehung, eine kleine Flut meines Flüsschens, das durch meine Einsamkeit fliest. Ein grosser Elbkarpfen hatte sich bei der Ebbe verspätet. Er wurde im Garten gefunden, und ich verspeiste ihn heute mit Behagen.

Schwamm ein Fischlein leichten Sinns
Mit der Ueberflut ins Land,
Achtet nicht der Ebbe Zucht,
Blieb zurück im Gartensand.

Und nun zappelts, schnappt nach Luft,
Und vergebens schlägt und drängt
Seine Silberflosse fort,
Wie's in Gras und Blumen hängt.

Des Genossen denkt es trüb,
Ihrer Spiele, welche Qual;
Um das Rotkorallenriff
Möcht es plätschern noch einmal.

Doch umsonst ist sein Bemühn
Nach der frohen Wellenzeitz,
Und verzweifelnd stickt es, stirbt
In der heissen Einsamkeit.

Sah's im Menschenleben viel:
Unvorsichtig vorgewagt,
Wünschte mancher sich zurück,
Und der Weg war ihm versagt.

Ob ich die letzte Strophe stehen lasse, weiss ich noch nicht. Jedenfalls kam sie gleich mitgeschwommen.

Darf ich Ihnen „Gedichte“ von Wilhelm Walloth empfehlen? Sie würden (seine letzten „Dichtungen“ meine ich, bei Friedrich — Leipzig) einiges höchst Schönes finden. Und „Federzeichnungen“ von Heinrich von Reder? Köstliches darunter. Aber, da alle nur in drei Strophen, so kann man z. Z. immer nur wenig lesen.

In grosser, alter Verehrung

Detlev Frhr. Liliencron.

Calvin, Philipp II. und Heinrich IV.

Der religiöse Umbruch und die politischen Kräfte

Die religiöse Bevorzugung des 16. Jahrhunderts, die in den verschiedenen europäischen Ländern zum Durchbruch gelangt und den Namen Reformation führt, ist in Wahrheit eine Revolution des ganzen Lebensstils jener europäischen Gebiete, in denen sie siegreich ist. Die Klöster und ihre Bettlerscharen verschwinden ebenso wie die zahlreichen wirklichen Feste mit ihren farbenfreudigen Prozessionen und den lebensfrohen Bräuchen, die sich an sie anschlossen. Das religiöse Asketentum erlischt als Beruf und gleichzeitig mit ihm das der Kunst verwandte, das „musische“ Element der christlichen Religionsübung. Dafür wird die Religion eine strenge Sittenmeisterin, sie wird Dienst „im Geiste und in der Wahrheit“ d. h. im gelesenen Bibelwort und in der Predigt, und sie greift den einzelnen Menschen unmittelbar und scharf an und wird gerade dadurch zur „privaten“ Angelegenheit, sobald der unmittelbare moralische Druck der reformierten Gemeinde nachlässt; die „innerweltliche Askese“ des Calvinismus ist die Wurzel des modernen Privatmenschen, das hat Max Weber klar erkannt.

Die Zeitgenossen, besonders die skeptischen und die politischen, erkannten klarer als die grossen handelnden und lehrenden Reformatoren die gewaltige Bedeutung der religiösen Neuerung und Erneuerung und nahmen dementsprechend pro oder contra Partei; selbstverständlich waren wie zu allen Zeiten so auch damals Hunderttausende von der gleichen fanatischen oder naiven Ueberzeugtheit wie die Protagonisten, sonst hätte der Motor der grossen historischen Aktion gar nicht in Bewegung gesetzt werden können. Ehe wir die Reaktion der politischen Mächte auf den religiösen Umbruch beachten, wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem politisch einflussreichsten der Reformatoren zu, Jean Calvin, der als Sohn des bischöflichen Sekretärs Gérard Calvin oder „Cauvin“, am 10. Juli 1509 in der alten französischen Kathedral-Stadt Noyon geboren wurde.

Der Vater ist ehrgeizig und leidenschaftlich, verzankt sich auch mit seiner vorgesetzten Behörde, seinen Kindern gegenüber ist er nur harte Autorität. „An seinen Vater scheint Calvin kaum eine zärtliche Erinnerung bewahrt zu haben. 1531 spricht er fast mit Gleichgültigkeit von seinem Tod. ... Aber, er spricht von seiner Mutter. Er begleitet sie bei den Prozessionen, auf ihren Pilgerfahrten in die Kirchen oder zu der Abtei von Ourscamp; gerne trug er die Kerzen oder schmückte die Statuen der Heiligen mit Blumen. Zweifelsohne verdankte Jean Calvin dieser mütterlichen Frömmigkeit das erste Erwachen seines Glaubens.“ So schildert der französische Historiker Imbart de La Tour in seinem Werk „Calvin et l'institution chrétienne“, deutsche Ausgabe: Calvin, Der Mensch — Die Kirche — Die Zeit, (Georg D. W. Callwey, München 1936) die Anfänge des Reformators. (Die deutsche Uebersetzung hat Eugen Gottlob Winkler mit grosser Sicherheit des Ausdrucks

besorgt, sodass sich das gediegene und schwere Werk angenehm liest). Calvin wird wie der Vater Jurist; im Umgang mit der altadeligen Familie der Hangest, deren zwei Vertreter „von 1502 bis 1575 den bischöflichen Stuhl“ von Noyon einnahmen und in der Reformationsgeschichte Frankreichs eine Rolle spielen, erhalten seine Formen den später bewunderten Schliff; zuerst bereitet er sich allerdings durch das damals wie heute in der Ausbildung der katholischen Kleriker übliche Studium der aristotelisch-scholastischen Philosophie für das Theologie-Studium an der Sorbonne vor. „Was die Methode betraf, so lehrte sie eher ein Raisonnieren als ein wirkliches Reflektieren.“ Da „empfing er vom Vater die Weisung, sich nach Orléans zu begeben, um dort die juristischen Grade zu erlangen.“ War er schon bisher ein glänzender Dialektiker, so „verfeinert diese juristische Schulung seine Fähigkeit zur Analyse und zu Vernunftschlüssen vollends.“ „Scholastik und Recht — sind neben dem wissenschaftlichen Humanismus — die Grundsichten von Calvins Geistigkeit.“ „Mindestens ebenso mit Hilfe des römischen Rechtes wie im Namen der Heiligen Schrift rechtfertigt er später seine berühmte Doktrin über die Hinrichtung der Häretiker. Er zitiert Ulpian mit derselben Bedenkenlosigkeit wie den heiligen Paulus. So hat er, anders wie Luther, in engster Fühlung mit den grossen Rechtsglehrten gelebt und im Gegensatz zu Luther verkündet er gerne den Wert des Rechts; er lehnt es ab es dem Glauben entgegenzustellen... Weit davon entfernt, es wie der Vater der deutschen Reformation als ein Verfahren der Ungerechtigkeit zu bestimmen, lobt er es im Gegenteil als die «geschriebene Vernunft.» (Er ist darin mit den zeitgenössischen katholischen Juristen gleicher Ansicht.) Er anerkennt es als den besten Friedensstifter unter den Menschen und als Bindestittel des sozialen Lebens. Ja, er beschränkt es nicht nur auf diese Nützlichkeitssrolle. In seinen Augen besteht das Recht durch sich selbst, übergeordnet den praktischen Regeln, die sich aus ihm ergeben, und im Grunde einheitlich trotz ihrer Vielfältigkeit. In der «Institution chrétienne» schrieb er folgenden bedeutsamen Satz: «Da die Rechtlichkeit etwas Natürliches ist, kann sie für alle nur ein und dieselbe sein. Daher muss allen Gesetzen, wie verschieden ihr Zweck auch sei, ein und dasselbe Ziel zugewiesen werden.» Diese ideale und rationale Einheitlichkeit des Rechtes verbindet es unlösbar mit der Moral. Richtunggebende Gedanken seines Lebens, die einst seine Doktrin bestimmen!“ ruft La Tour aus.

Der evangelische Revolutionär Calvin hat also die gleiche rechtsphilosophische Basis wie der katholische Konservative: die Ueberzeugung vom Bestehen eines Naturrechtes, das zugleich göttliches Recht ist; und die Vertreter strengster calvinistischer Richtung, die französischen Hugenotten und die englischen Puritaner, wie die Katholiken Kardinal Bellarmin und der spanische Jesuit Juan Mariana kommen gleicherweise von ihrer naturrechtlichen Basis aus z. B. zur sittlichen Bejahung des Tyrannenmordes, wobei unter „Tyrann“ ein Machtinhaber verstanden wird, der göttliches und menschliches Recht vernachlässigt. Calvin setzt

dem Rechtsgebäude der alten katholischen Kirche ein neues gegenüber, er verwendet zwar dazu die gleichen Bausteine wie die alte Kirche, nämlich corpus juris und die Theologie Augustins, aber er ist seiner Gegnerin darin überlegen, dass seine neue Kirche nicht die politischen Bindungen der alten an den langsam zerbröckelnden Feudalismus hat und die in die Zukunft weisenden Elemente des justinianischen Rechtes und des Augustinismus für sich wirken lassen kann; wir würden diese Elemente in heutigem Sprachgebrauch annähernd richtig als „demokratische“ bezeichnen. Dem Luthertum ist der Calvinismus darin überlegen, dass er alle sittlichen Entscheidungen dank seiner Rechtstheorie vor seinem eigenen Gericht entscheiden kann und die Entscheidung eines beliebigen Staates entbehren mag; er ist also für eine neue Weltkirche bestens ausgerüstet und dies vor allem für die Tage des Kampfes mit politischen Gewalten.

*

Calvins und aller neuen Kirchenstifter grosser Gegner ist und muss sein Kaiser Karl V., denn er ist der letzte Kaiser im Sinne von Dantes ghibellinischer Staatsschrift „De Monarchia“, die für die Einheit der Christenheit, die Einheit Europas eintritt, er scheitert an der zu grossen Selbständigkeit der „Stände“ des alten Reiches, der Fürsten und aller anderen „reichsunmittelbaren“ Gewalten; man kann dieses System „Feudalismus“ nennen. Der Papst gehört als „Landesherr“ integrierend zu ihm, ist „Guelfe“ und somit der „natürliche“ Gegner des „Monarchen“ im ghibellinischen Sinn, nachdem es nur einen Monarchen, den Kaiser, gibt. Der deutsche Historiker Ludwig Pfandl stellt sich in seinem Werk über Philipp II. in diesem Zusammenhang die Frage, ob die Päpste jener Zeit durch ihre Politik mehr für den Untergang oder für die Fortdauer der katholischen Kirche als der einzigen des Abendlandes gewirkt haben. (Verlag D. W. Callwey, München, 1938) Karls V. Kaiser gedanke unterliegt; Pfandl schildert dies in dem eben genannten Werk sehr einlässlich; der Atem einer gewaltigen weltgeschichtlichen Entscheidung durchzieht die Kapitel, die des Kaisers und seines Sohnes Philipp Leben und Wirken bis zur Abdankung des ersten darstellen. Der „Augsburger Konfessionsfriede“ des Jahres 1555 mit seinem noch heute widerwärtigen Grundsatz „cuius regio, eius religio“ ist das definitive Ende der religiösen und politischen Einheit des christlichen Abendlandes. Von da ab gibt es in Europa eine Vielzahl von „Monarchen“ und anderen „Souveränen“, eine chaotische Sammlung von „fensterlosen Monaden“ wie sie ein Jahrhundert später Leibniz nennen wird. Karl zieht aus der Augsburger Niederlage sofort die Konsequenzen, dankt ab und überträgt noch im gleichen Jahre seine Erbrechte als „seigneur naturel“ der damals noch ungetrennten Niederlande in Brüssel seinem Sohn Philipp, im darauffolgenden Jahre überträgt er ihm die spanische Königskrone mit allen Kolonien und die Kronen Neapels und Mailands. Die Kaiserkrone des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ trägt hinförst sein Bruder Ferdinand I.

Ein eigenständiges Erbe hinterlässt Karl der europäischen Menschheit, nämlich die Massen „amtlich bekritzten Papiers“, die Aktenstösse, die Archive und Registraturen füllen. Schon Karl schleppt ganze Schiffsladungen Aktenmaterial mit herum und Philipp bringt die aktenmässige Aufzeichnung auch des kleinsten politischen Geschäfts in ein System, das von ihm alle europäischen Kanzleien (und im 20. Jahrhundert sogar die ganze Privatwirtschaft) übernimmt. Das Collegialsystem der fürstlichen Staatsverwaltungen mit ihrer gegenseitigen Kontrolle und Schwerfälligkeit und die „Kabinettskriege“, jene auf Grund einer sorgfältigen politischen Rechnung unternommenen militärischen Operationen, stammen von Karl V. und sind zur Meisterschaft von Philipp II. ausgebildet. Pfandl sieht in diesen Dingen eine Auswirkung des immer mehr um sich greifenden europäischen Rationalismus, dem Karl V. als eine Art Gegen gewicht die Mystik des Hofzeremoniells beigegeben habe, jene berühmte spanisch-burgundische Celebration aller Vorgänge um den Herrscher, die dessen Heiligkeit, ja dessen „Tabu-Förmigkeit“, ausdrücken. Zur Erklärung der geheimnisvollen spanisch-burgundischen Brauchtümer, wie auch zur Erklärung des Gegensatzes zwischen Niederländern und Spaniern, welcher zum bekannten Abfall der ersteren führte, verwendet Pfandl das Rüstzeug der modernen Psychologie (und zwar jener C. G. Jungs); außer diesen interessanten und kühnen Deutungsversuchen führt der genannte Historiker Parallelen zwischen dem Staatswesen Philips und dem modernen „Führerstaat“ durch, aber das will uns trotz mancher Ähnlichkeiten doch als zu gewagt erscheinen.

Pfandl schildert mit überzeugender politischer Logik, dass Philipp nirgends mehr die imperialen Pläne seines Vaters, sondern, modern ausgedrückt, die „imperialistischen“ Bestrebungen des saturierten spanischen Kolonialreiches verfolgt; es ist nationalspanische Politik, die er auf der iberischen Halbinsel, in Italien, den Niederlanden und in Frankreich betreibt. Darum ist für den nationalistischen Spanier Philipp II. heute noch der grosse König. Als eine Art Vorläufer der Queen Victoria will er den Titel eines „Kaisers von Indien“ annehmen, doch verzichtet er wegen des Widerstandes des Papstes darauf. Seine Politik ist auch da, wo sie in fremde Bereiche eingreift, seiner Absicht nach nur abwehrend; Sicherheit gegen Umsturz von innen und aussen ist sein Ziel; wo ihm diese erreicht zu sein scheint, wie bei der Schlacht bei Lepanto gegen die Türken, da verhindert er den siegreichen Admiral, seinen Halbbruder Don Juan d’Austria, den Sieg auszunützen.

In den „fremden“ Religionen der iberischen Halbinsel und in den neuen christlichen Kirchen Europas sieht Philipp eine Gefährdung der Einheit seines Systems von Königreichen — sieht in ihnen aus seiner ganzen Art zu denken heraus ein notwendigerweise revolutionäres Element; darum unterdrückt er sie mit seiner spanischen Inquisition (der die Papstkirche begreiflicherweise sehr kühl gegenübersteht), darum mischt er sich in den französischen Religionskampf, dessen Auswirkungen er sowohl für Spanien wie für die Niederlande fürchtet.

Anders sehen natürlich die Franzosen diese Sicherheitspolitik ihres gewaltigen Nachbarn an. Der nüchterne Beobachter Montaigne sieht in den französischen Religionskriegen ein Mittel zur Zerstückelung Frankreichs im Interesse fremder Mächte.

*

Sechsunddreissig Jahre lang, von 1562 bis 1598, fliest in diesen Kriegen französisches Blut. Im Jahre 1553 wird Heinrich von Bourbon und Navarra als Sohn des „glänzendsten Cavaliers“ unter den französischen Prinzen von Geblüt, Anton von Bourbon, und der Jeanne d’Albret im Béarn nicht weit von der spanischen Grenze geboren; niemand konnte bei seiner Geburt ahnen, dass dieser Spross einer Nebenlinie des französischen Königshauses als König Heinrich IV. im Jahre 1598 durch den Frieden von Vervins die Einmischungen der spanischen Weltmacht in Frankreich für immer hindern, Frankreich vom Bürgerkrieg der Hugenotten und der Liga befreien und die Grundlage seiner Machtentfaltung unter Richelieu und Ludwig dem XIV. schaffen würde.

Immer wieder, wenn man irgendeine Geschichte dieses ersten Bourbonenkönigs auf dem Thron Frankreichs liest, ist man fasziniert durch die Phantastik dieses Lebenslaufes und durch die seelische Kraft, mit der „Henri IV“ sein aussergewöhnliches Schicksal meisterte. Die Biographie des französischen Historikers Saint-René Taillandier „Heinrich IV. von Frankreich“ (Verlag Georg D. W. Callwey, München, 1938) ist nicht irgendeine trockene historische Relation, sondern bei aller gewissenhaften Verarbeitung des reichhaltigsten Materials, ist sie ein hervorragendes Kunstwerk, das durch die wohl ausgewogenen Teile wie ein shakespearesches Drama oder die Partitur einer grossen Symphonie wirkt, in welche das glühendste Leben eingefangen ist. (Der Uebersetzer Hermann Rinn brachte die bemerkenswerte Leistung zu stande, die elegante Diktion seines Autors auf Deutsch wiederzugeben). Dieses Werk sei besonders empfohlen, aber auch auf eine andere Arbeit über Heinrich IV. sei an dieser Stelle hingewiesen: auf Walther Tritsch’s seelisches Portrait dieses Königs, das im vergangenen Jahr bei Huber & Co. in Frauenfeld erschienen ist; wenn es auch im Grossen die Züge des Porträtierten nicht anders gibt als das Bildnis Taillandiers, so ist es doch durch den besonderen Aspekt, unter dem es aufgenommen ist, bemerkenswert, es will nämlich den König als „Chevalier“, als den vornehmen Mann, der die europäische Vorstellung eines solchen prägen half, schildern, und es will scheinen, als ob es Tritsch mindestens in einem Punkt gelungen wäre, Heinrich „richtiger“ darzustellen als Taillandier, nämlich in seinen Beziehungen zu Frauen und besonders zu Gabrielle d’Estrées.

„L’école d’un roi“ heisst in der französischen Ausgabe der erste Teil von Taillandiers Buch. Nun, zuerst wurde Heinrich von seiner Mutter Jeanne keineswegs zu einem „roi de France“ erzogen, sondern zu einem Bauernfürsten des Béarn; wie die andern Bauernbuben tollt er umher,

systematisch härtet ihn die Mutter gegen Wind und Wetter ab, und der Grossvater lässt ihn Käse und Knoblauch essen und Wein trinken. Die Grossmutter, die berühmte Autorin des „Heptameron“, Margarethe von Navarra, hatte Calvin in Pau, ihrer Residenz, empfangen; sie hatte wohl nur mit dem Calvinismus gespielt, aber die Mutter Jeanne und die Schwester Katharina nehmen die reformierte Religion bitter ernst — der Vater Anton Bourbon ist meist abwesend, ist in Paris beim König — und die Königin Jeanne von Navarra erlässt ein Edikt, das die Kirchenglocken im Béarn verstummen lässt und die katholischen Messen verbietet; die Schwester korrespondiert zeitlebens mit Genf, und Calvin selbst hat einen seiner fähigsten Schüler, Théodore de Bèze, zum Prediger am Hof des kleinen bäuerlichen Pyrenäen-Reiches ernannt. Mit 19 Jahren muss Heinrich die Schwester König Karls IX., Margarethe von Valois, heiraten; diese Hochzeit wird die Bluthochzeit der Bartholomäus-Nacht, der junge Hugenotte Heinrich rettet sein Leben nur durch seinen ersten Uebertritt zur katholischen Kirche und wird in einer Art Haft gehalten. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelingt es ihm mit 23 Jahren zu entfliehen. Von da ab ist sein Leben bis zum Jahre 1598, seinem fünfundvierzigsten Lebensjahr, ein ununterbrochenes Kriegsführen; da endlich verzichtet Philipp II. von Spanien auf die Intervention in Frankreich im Frieden von Vervins und schliesst drei Monate hernach im Escorial nach schrecklichen Leiden die Augen; das Toleranzedikt von Nantes des gleichen Jahres beendet nach Heinrichs zweitem Uebertritt zum Katholizismus die Bürgerkriege; aber noch beben die Leidenschaften nach, das neunzehnte Attentat auf den König gelingt im Jahre 1610. Der Mörder „Ravaillac erscheint als das typische Beispiel der zahllosen Halbirren, von denen es damals nur so wimmelte und von denen einer in die Fusstapfen des anderen trat“, sagt Taillandier.

„Die grosse Aufgabe, die der König (1595 bei seinem zweiten Uebertritt) vor sich sieht, heisst nicht Rom, nicht Jesuiten, nicht Hugenotten, sondern Frankreich und die Franzosen.“ Marquis von Rosny, der spätere Herzog von Sully, Hugenott und wichtigster Mitarbeiter Heinrichs, übernimmt das Schlagwort „Frankreich den Franzosen und die Franzosen dem König.“ Heinrich ermöglicht den Jesuiten die Rückkehr, da sie sich im Gegensatz zur Sorbonne zu modernen Unterrichtsmethoden und zum Gebrauch der französischen Sprache statt des Lateins verstehten. „Der König ist Katholik im kirchlichen Sinn; politisch braucht er es ebensowenig zu sein wie Franz I., als er das Bündnis mit den Türken einging. Hier gibt es keine Bedenken: die Pflicht des Monarchen ist die Verteidigung der Nation. Seit alters her ist das einzige gegebene politische Gebot, jeden Weg zu verriegeln, der die deutschen oder die spanischen Habsburger nach Frankreich führen könnte.“ Noch vor kurzem war ja der Herzog von Parma auf Philipps II. Befehl mit seinen spanischen Truppen von den Niederlanden nach Paris gezogen. So formuliert Taillandier „die einzige Pflicht“ eines französischen Königs in aussenpolitischer Hinsicht. Es wird nicht mehr lange dauern, so ziehen

die Bourbonen nach Spanien, ziehen französische Regimenter nach den Niederlanden, nach Deutschland und nach Spanien.

Das neue Europa ist in seinen Grundzügen fertig. Katholizismus wie Calvinismus sind als selbständige politische Mächte gescheitert, ihre Ideen sind sowohl bei Philipp II. wie Heinrich IV. — und, fügen wir hinzu, auch im England der Königin Elisabeth — nur noch Instrumente der nationalen Politik, die sich bis zur grossen französischen Revolution um die Gestalt eines Königs kristallisiert: der König ist das staatliche Leben, das nicht stirbt. Politik kann im Dienst einer grossen Idee stehen, hier dämmert aber eine neue Form des Verhältnisses von Politik und Religion auf, die „Religion des Staates“, der Besitz der Macht als Selbstzweck. Was aber an den überwundenen Ideen richtig war, was an ihnen unsterblich ist, kommt notwendigerweise in einer neuen politischen Gestalt zum Vorschein, der fruchtbaren Idee des europäischen Gleichgewichts und der damit verbundenen universalen Idee des Völkerrechts. Gerade in den vom Kampf durchwühlten Niederlanden des anhebenden 17. Jahrhunderts findet das Völkerrecht seinen ersten Sprecher in Hugo Grotius.

Paul Schmitt.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Erscheint jeweilen anfangs des Monats.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8, Zürich

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60
